



Mirjam Pressler zum 70. Geburtstag

Mirjam Pressler schreibt, sie „verfiel dem Lesen als Möglichkeit zu fliehen, in andere Welten und andere Wirklichkeiten“ (S. 410). Auch ich las mich so durch meine Kindheit. Ich suchte mit jedem Buch, das ich aus der Bibliothek entlieh, eine Welt, in der mehr möglich war als in meiner eigenen, in der die Figuren, die Kinder, mehr schafften, als ich jemals zu schaffen fähig war. Dann stieß ich auf ein Buch Presslers. Ich las ein paar Seiten. Und ich floh sie, Mirjam Pressler. Ich las von einem Streit in der Familie. Ich las von ungeheurerlicher Trostlosigkeit. Ich las von einer Welt, die viel enger und härter war als meine eigene. Vermutlich erahnte ich, dass hier Realitäten in Worte gemeißelt waren, von denen auch ich, die Streit, Krieg, Trennungen und Alleinsein so sehr fürchtete, nur einen Hauch entfernt war. Ich ertrug es damals nicht. Ich schlug das Buch zu und Mirjam Pressler bis jetzt nie wieder auf.

Pressler beschreibt ihr schreibendes und lesendes Leben als so eng miteinander verwoben, dass sie ihr geradezu austauschbar erscheinen und man das Entscheidende über ihr Schreiben lernt, wenn man ihr Lesen versteht. „Ich schreibe, wie ich lese, ich schreibe lesend und lese schreibend...“ (S. 399). Sie lesend, wird man jedoch den Gedanken nicht los, dass es sich gerade umgekehrt verhält und dass das Kind Mirjam Pressler, das 1940 als unehelich geborenes Mädchen in einer Pflegefamilie und im Kinderheim unter schwierigen sozialen Bedingungen aufwuchs und durchs Lesen aus der Grobheit und Hartherzigkeit, die es umgab, zu fliehen versuchte, im späteren Schreiben eigentlich in diese Realität zurückkehrt und sie in all ihrer Rohheit, Unzulänglichkeit, Verlassenheit und Bedrängnis darstellt. In diese Welt nimmt sie ihre Leser mit. Und jeder, der sie wirklich lesen will, muss sich bewusst dafür entscheiden, sich in eine Welt zu begeben, vor der er oder sie sich fürchtet – einfach, weil es sie *gibt*. „Bei Kindern bin ich noch bereit, Konzessionen zu machen, also zu überlegen, was kann man einem Kind zumuten [...] Bei Jugendlichen mache ich das nicht mehr. Was Jugendliche lesen wollen, können sie auch aushalten.“

© des Bildes: Karen Seggelke / Beltz & Gelberg

Die Zitate sind entnommen aus der Pressemitteilung des Verlages Beltz&Gelberg zu M. Pressler sowie aus Mirjam Presslers Beitrag über ihr Schreiben in dem umseitig vorgestellten Buch.



Mirjam Pressler
Novemberkatzen • Wenn das Glück kommt.....
 Beltz&Gelberg 2010 • 432 Seiten • 15,00 • ab 13

Der Roman **Novemberkatzen** ist eine solche Geschichte. In ihm erzählt Pressler vom bedrückenden Leben des Mädchens Ilse in den 50er Jahren, die mit zwei älteren Brüdern von der Mutter allein in einer kleinen Wohnung eines Gemeindehauses aufgezogen wird. Die ältere Schwester Marga lebt nicht weit entfernt bei den Großeltern väterlicherseits, ein fünftes Kind ist unterwegs.

Es braucht genau zwei Sätze der Erzählung, auch an einem sonnigen, entspannten Tag, und der Leser ist der jetzigen Welt entrissen und sieht und fühlt stattdessen, was Ilse sieht und fühlt. Das liegt an Mirjam Presslers perfekter Sprache. Es gibt kein überflüssiges Wort. Jeder Satz scheint direkt aus der Wahrnehmung der Figur auf das Papier geflossen zu sein, so glaubwürdig sind der Duktus und die Wortwahl. Man möchte jeden der Sätze mindestens zweimal lesen. Und nähert sich damit der Geschwindigkeit Ilses an. Schon auf der ersten Seite trifft einen die Härte der Gedanken- und Lebenswelt des Kindes wie ein Schlag in die Magengrube, der gefolgt wird von einer Gänsehaut des Schreckens, die sich die nächsten 208 Seiten kaum legen kann. Nichts wird beschönigt. Keine Fluchtwelt mindert die Wucht der Erlebnisse Ilses für den Leser, denn Ilse hat keine herrlichen Träume, die den Blick auf die Dinge, die ihr Tag für Tag passieren, mildern könnten.

Ilse kennt vor allen Dingen Gewalt: körperliche, psychische, verbale. Als Kind, als Mädchen und als jüngstes Familienmitglied, also als schwächster Teil der Familie, ist sie nicht in einer geschützten Position, sondern vielmehr der Sündenbock. Da sie sich nicht wehrt und keine Chance hat, sich wehren zu lernen, laden die Brüder und die Mutter ihre Aggressionen und Sorgen bei ihr ab, ohne sie im Gegenzug nach außen zu verteidigen. In der Beschreibung von Ilses alltäglichem Leben, erlebt man als Leser eine solch dunkle Atmosphäre von sozialer Kälte und ständiger Bedrohung, in der die Menschen Ihre Emotionen nur durch Gewalttätigkeit ausdrücken können, dass man vor Hilflosigkeit und Wut weinen möchte. Sogar Momente von Menschlichkeit und Freundlichkeit durch die Großmutter oder eine Lehrerin bekommen einen schalen Beigeschmack, da das Mädchen so eingeschüchtert und klein gehalten wird, dass es die Rettungsringe aus ihrem Leben heraus überhaupt nicht erkennt. Der Roman endet, wie er begonnen hat, ohne Trost oder Hoffnung auf eine Verbesserung der Situation.

Und so benötigt man allerhand Mut, um den nächsten Roman des Sammelbandes zu beginnen. Der Titel **Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen** macht es einem jedoch leichter. Man liest ihn einmal, zweimal, dreimal, immer wieder. Es handelt sich um einen der schönsten und wahrsten Sätze, die es überhaupt gibt. *Wenn das Glück kommt, muss man ihm einen Stuhl hinstellen*. Ganz genau, das muss man tun. Mit zitternden, erwartungsvollen Fingern blättert man um – und findet eine andere Mirjam Pressler. Alle Härte scheint aus dieser zweiten Pressler gewichen zu sein. Die Sätze sind so zart, feingliedrig und sanft, dass man sie am liebsten streicheln würde wie eine junge Katze.

Sie sind wie die Orchideen, die sich die Ich-Erzählerin Halinka immer dann vorstellt, wenn sie an etwas Schönes denken will: „Violett, karminrot, purpurfarben.“ Halinka ist zwölf Jahre alt und lebt – auch in den frühen 50er Jahren – in einem Kinderheim. In Polen als Jüdin geboren und später nach Deutschland emigriert, wird das Mädchen von der Sozialfürsorge aus den Händen der Mutter in ein Heim gegeben – zu ihrem eigenen Wohl. Man erfährt nur in Andeutungen, unter welchen schlimmen Bedingungen Halinka bei der von der Nazizeit gezeichneten Mutter gelitten haben muss; die Geschichte spielt im Hier und Jetzt des Kinderheimlebens und all seinen Sorgen, Ängsten und, meist geheimen, Freuden. Wieder sieht und fühlt man mit einer Protagonistin in einer schwierigen Situation. Doch könnte die Stimmung der Erzählung unterschiedlicher nicht sein. Anders als Ilse ist Halinka nicht allein; ihr Anker im Leben ist die geliebte Tante Lou, die sie besucht und die ihr Zuneigung schenkt und sie sanft mit Lebensweisheit versorgt. Im Laufe der Geschichte lernt Halinka, die Lebenswillen, Mut, Klugheit und Verletzlichkeit ausstrahlt, Vertrauen in Menschen zu fassen, die Bedeutung von Freundschaft und wie Kunst und Gedanken die Beschränkungen der Realität einfach durchbrechen können. „Gott wartet lange und bezahlt mit Prozenten“.

Auch hier leidet und erlebt man in größtmöglicher Nähe zur Hauptfigur; als ob man ein detailreiches Gemälde betrachtete, so umfangreich, genau, üppig und bunt sieht man alles Beschriebene vor sich, obwohl Mirjam Pressler so sparsam mit Ihren Worten umgeht – doch diese Erzählung liest man in dem Wissen zu Ende, dass Halinka einen guten Weg durchs Leben finden wird.

Der Sammelband zeigt somit eindrucksvoll, wie eine Autorin in derselben geradlinigen Art zu formulieren zwei völlig konträre Bilder von der Welt und sich selbst vermitteln kann. Im angeschlossenen Essay über ihr Schreiben erklärt sich diese Eigenart aus Presslers Arbeitsweise: Ohne weiteren Entwurf oder ein Konzept ergibt sich die Geschichte für sie, indem sie mit „irgendeiner Szene, einer Figur, einer Beschreibung“ anfängt und auf Assoziationen wartet, „so wie ich beim Lesen auf Assoziationen warte, und eines entwickelt sich aus dem anderen“. Das von ihr in einem Zusammenhang gewählte Wort entwickle „eine eigene Kraft, einen Sog, der aus sich heraus neue Realitäten erschafft“ (S. 421).

Auch ohne eine weitere Geschichte gelesen zu haben, wird demnach klar, dass es nicht nur diese zwei Mirjam Presslers geben kann – und dass man viel mehr von ihr lesen muss, möchte man sie wenigstens ein bisschen so detailreich sehen und erleben, wie sie es mit wenigen, gut ausgesuchten Worten für ihre Figuren zu vermitteln vermag.

Katharina Fischer